

PETER FREUND
GUARDIANS OF SECRET POWERS
DAS SIEGEL DES TEUFELS

PETER FREUND

GUARDIANS
OF SECRET POWERS

DAS SIEGEL DES TEUFELS



cbj ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2013

© 2013 cbj Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten

© 2013 by Peter Freund, Germany

Peter Freund ist ein Autor der AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur, www.ava-international.de

Umschlagfoto und -gestaltung: ©bürosüd°

Berlinkarte: Peter Palm, Berlin

Zitierter Liedtext auf S. 520:

»I won't back down« von Tom Petty, MCA Records

kg · Herstellung: UK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-15379-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für
Mira und Yannik und ihre Oma,
die jeden Tag fehlt*

*Denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut
zu kämpfen, sondern mit Mächtigen und Gewaltigen,
nämlich mit den Herren der Welt,
die in dieser Finsternis herrschen,
mit den bösen Geistern unter dem Himmel.*

Epheser, 6,12

*All unser Wissen gründet sich auf Wahrnehmung.
Die fünf Sinne sind der Sachverwalter der Seele.*

Leonardo da Vinci



Vierundzwanzig Stunden, nachdem alles begann ...

Es war schon nach Mitternacht, als ich auf dem Weg zur U-Bahn in die Auguste-Hauschner-Straße einbog. Sie lag etwas versteckt zwischen hoch aufragenden modernen Bürogebäuden, die um diese Zeit nahezu verwaist waren, war eher schmal, nur spärlich beleuchtet und völlig menschenleer. Im nahen Marriott-Hotel brannte zwar noch Licht hinter einigen Fenstern, aber am Eingang herrschte tote Hose.

Keine Angst, Nele, versuchte ich mich selbst zu beruhigen, *bis zum Potsdamer Platz ist es nicht allzu weit*. Dennoch ging ich mit laut klopfendem Herzen und mich ständig nach allen Seiten umschauend weiter. Ich glaubte schon das blauweiße U-Bahn-Zeichen in der Ferne sehen zu können, als wie aus dem Nichts Nebel aufkam. In Sekundenschnelle war ich von einer milchigen Dunstsuppe umhüllt, in der die parkenden Autos und angrenzenden Gebäude nur noch schemenhaft zu erkennen waren.

Und plötzlich hörte ich merkwürdige Geräusche hinter mir. Ein Hecheln und Keuchen und Knurren und ein Trappeln wie von pelzigen Pfoten auf nacktem Asphalt. Als ich mich umdrehte und über die Schulter spähte, schälte sich eine Horde zwielichtiger Gestalten aus dem Nebel und hastete gleich einer blutgierigen Wolfsmeute auf Beutejagd hinter mir her. Ihr Anführer war ein hünenhafter Mann, des-

sen nackte Arme von Tattoos übersät waren. An seiner Seite lief ein zwergwüchsiger Asiate mit feuerroten Haaren, der aufgrund seiner kurzen Beine größte Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Hinter ihnen folgte ein halbes Dutzend schräger Gestalten, überwiegend Männer, aber auch zwei Frauen waren darunter: die eine blond, die andere schwarzhaarig. Auch ihnen war deutlich anzusehen, dass es sie bestimmt nicht rein zufällig in diese einsame Straße verschlagen hatte.

Ganz im Gegenteil!

Noch während eine Schockwelle eisigen Entsetzens durch meinen Körper jagte, fing ich an zu rennen. Aber es half nichts: Meine Verfolger kamen immer näher, nur noch Sekunden und sie würden mich schnappen.

Was dann geschah, war so schrecklich und unbegreiflich zugleich, dass ich es bis zum Ende meines Lebens wahrscheinlich nie mehr vergessen würde. Meine Verfolger, die ich trotz ihres unheimlichen Aussehens für Menschen gehalten hatte, verwandelten sich urplötzlich in grauenerregende Wesen:

Monster.

Ungeheuer.

Dämonen!

Als könnten sie es gar nicht mehr erwarten, mich mit ihren messerscharfen Krallen zu zerreißen, streckten sie die monströsen Arme und Pranken nach mir aus, um mich zu packen und in ihre Gewalt zu bringen.

Lauf, Nele, lauf so schnell du kannst!, feuerte ich mich selbst an – und rührte mich dennoch nicht vom Fleck. Meine Beine schienen vor Entsetzen wie gelähmt! *Neeeeiiiiinnn!*, hallte ein ohnmächtiger Schrei durch mein Inneres, und ich wusste

nicht, ob ich tatsächlich geschrien oder es mir nur eingebildet hatte.

Das schadenfrohe Grinsen der Ungeheuer ließ allerdings vermuten, dass ich wirklich einen Hilfeschrei ausgestoßen hatte. Auch wenn das in der einsamen Nebenstraße wahrscheinlich völlig sinnlos war. Das Blut in meinen Adern drohte zu gefrieren. Noch immer zu keiner Regung fähig, verharrte ich wie versteinert an Ort und Stelle und sah meinem Schicksal entgegen, das in der Gestalt abscheulicher Ungeheuer auf mich zukam. Der Tätowierte hatte sich als riesenhafter Werwolf entpuppt, der in seiner menschlichen Kleidung ebenso furchterregend wie grotesk wirkte. Das Wesen, in das sich der Zwerg verwandelt hatte, kannte ich nicht einmal aus den abseitigsten Comics: Zwei Fischköpfe wuchsen aus seinen Schultern und anstelle der Hände ragten Flossen aus den Ärmeln. Mit dem Rest der Bande verhielt es sich ähnlich. Ich erblickte einen Vampir, einen Ghul, einen Ork, einen Kerl mit grässlichem Bärenkopf – und zwei hexenähnliche Frauen! Alle sahen um Längen grässlicher aus als in den mir bekannten Märchen- oder Fantasyfilmen – als hätte die Hölle sie ausgespuckt, damit sie Angst und Schrecken unter den Menschen verbreiteten.

Was ihnen auch hervorragend gelang!

Schlagartig wurde mir bewusst, was sie vorhatten: Sie wollten mich töten – warum auch immer! –, und ich hatte nicht die geringste Chance, ihnen zu entkommen.

Ich war rettungslos verloren!

Während ich den Monstern in die mordlüstern funkeln- den Augen blickte, erinnerte ich mich plötzlich wieder, wie alles nur wenige Stunden zuvor begonnen hatte. Allerdings

war ich nicht die Erste, die die unglaublichen Ereignisse, die mein Leben für immer verändern sollten, am eigenen Leibe verspüren musste. Aber das erfuhr ich erst sehr viel später.



. 1 .

Laborratten

Als die Zeiger der Uhr mit leisem Ticken auf Mitternacht vorrückten, war das Schicksal des Mädchens bereits besiegelt. Allerdings ahnte es das noch nicht, als die beiden Männer, groß und kräftig wie Berggorillas und in blaue Krankenhauskittel gehüllt, die dicke Stahltür öffneten und es in den unbeheizten Raum schoben. Unwillkürlich blieb das pummelige Mädchen stehen. Sie trug fleckige Jeans und ein viel zu knappes Top, sodass ihr Nabel-Piercing und die Wabbel-speckrollen an ihren Hüften deutlich zu sehen waren. Geblendet von der plötzlichen Helligkeit, kniff sie die Augen zusammen und schaute sich mit flackerndem Blick um. Das Braun ihrer halblangen Haare schimmerte leicht rötlich im kalten Neonlicht. Die unangenehme Kühle ließ sie erschauern, Gänsehaut überzog Arme und Rücken. Das leise Summen einer Klimaanlage drang an ihre Ohren, nur übertönt vom monotonen Ticken der Uhr, die an der Wand hing und eine Minute nach zwölf anzeigte.

Die untersetzte Brünette fragte sich gerade, wohin man sie wohl gebracht hatte, als die Pfleger – die Ansteckschilder an ihrer Brust verrieten ihre Namen und ihren Arbeitgeber: MEDI-KLINIK Berlin – ihr unvermittelt einen kräftigen Stoß gaben. Mit einem überraschten Aufschrei taumelte sie einige Schritte vorwärts und wäre um ein Haar zu Boden gestürzt.

Als sie das Gleichgewicht wieder gefunden hatte, drehte sie sich um und blickte die Männer vorwurfsvoll an. »Hey! Was soll das? Können Sie nicht aufpassen?«

Die Gorillas – der Rothaarige hieß Ben und sein vor der Zeit ergrauter Kollege Socrates – gaben keine Antwort. Sie rührten sich nicht von der Stelle und grinnten sie nur schadenfroh an. Die schwarzen Knopfaugen in ihren spitznasigen Gesichtern funkelten belustigt – als wüssten sie, was das Mädchen erwartete.

Die Pummelige schluckte. Mit einem mulmigen Gefühl im Bauch drehte sie sich um und ließ ihren Blick unruhig umherwandern.

Der Raum war bis zur Decke mit weißen Kacheln gefliest und hatte keine Fenster – vermutlich ein unter der Erde gelegenes Labor? Die vordere Hälfte wurde von kaltem Neonlicht erhellt, während der hintere Teil in schummeriges Zwielicht getaucht war. Auf der rechten Seite reihten sich dicht nebeneinander stehende Metallregale, in denen sich Unmengen von Geräten und Apparaturen stapelten, deren Verwendungszweck sie nicht einmal ahnte. Links an der Wand standen mehrere Arbeitstische, ebenfalls aus Metall, auf denen medizinische Gerätschaften und Utensilien verteilt waren: Reagenzgläser, Phiolen, Einwegspritzen, Skalpelle, Binden und anderes mehr.

Erneut drehte sich das Mädchen zu den Pflegern um, die noch immer regungslos an der Tür verharrten. Ihr von Aknespuren gezeichnetes Teeniegesicht war leichenfahl. »Was soll das? Mama hat doch gesa–«

Eine Stimme, so leise, dass sie kein Wort verstehen konnte, ließ sie herumfahren. Wieder kniff sie die Augen zusammen

und starrte in die Tiefe des Raumes, wo im Halbdunkeln jetzt zwei weitere Männer hinter einem Regal hervortraten. Obwohl sie nur schemenhaft im Zwielflicht aufragten, glaubte das Mädchen zu erkennen, dass sie nicht mehr ganz jung waren, fast asketisch hager der eine und recht korpulent der andere. Der Füllige trug einen weißen Arztkittel, während der Hagere in einen dunklen Anzug gekleidet war – ein Geschäftsmann vermutlich. Ihre Haare und Gesichter glichen konturlosen Flecken. Nur ihre Augen konnte sie klar und deutlich sehen: stechend wie Eispickel und von einem unwirklichen Blau. Seltsam, eigentlich standen sie viel zu weit von ihr entfernt, um das erkennen zu können.

Deshalb hatte sie sie ja auch nicht verstanden!

»Sorry, was haben Sie gesagt?« Die Brünette kniff die Augen noch fester zusammen und konnte dennoch nicht schärfer sehen. »Könnten Sie es noch mal wiederholen?«

Die Männer zuckten zusammen und tauschten überraschte Blicke, bevor sich der Typ im Kittel ihr wieder zuwandte. »Bist du ganz sicher?« Seine Stimme klang irgendwie irritiert. »Hast du mich wirklich nicht verstanden?«

»Wie sollte ich?« Sie verzog das Gesicht. »Sie haben doch nur geflüstert.«

»Tatsächlich?« Der Mann räusperte sich. »Dann versuchen wir es einfach noch mal. Konzentriere dich bitte und hör mir ganz genau zu.«

Genervt verdrehte das Mädchen die Augen. »Wie Sie meinen«, brummte sie, wandte dem Mann das linke Ohr zu und schielte gespannt auf seine Lippen. Obwohl sie erkannte, dass sie mehrere Worte formten, vernahm sie nicht einen Laut.

»Und?« Die Stimme des Weißkittels hatte einen hoffnungsvollen Unterton. »Hast du mich diesmal verstanden?«

»Natürlich nicht. Sie haben doch kein bisschen lauter gesprochen als vorher.«

»Ist das so?« Während der Mann im Anzug sie regungslos musterte, seufzte der Weißkittel enttäuscht. Dann nahm er eine rechteckige Tafel von dem Tisch links neben ihm: weiß und mit mehreren Reihen verschwommener Zeichen beschrieben, die von oben nach unten immer kleiner wurden.

Obwohl die Brünette sich allergrößte Mühe gab, konnte sie unmöglich erkennen, ob es sich um Buchstaben oder Zahlen handelte.

Oder vielleicht um beides?

»Denk bitte dran: Es ist absolut wichtig, dass du dich so gut wie möglich konzentrierst und dich durch nichts ablenken lässt, verstanden?«

»Natürlich. Oder glauben Sie vielleicht, ich bin bescheuert?«

Der Mann im Arztkittel hörte über die sarkastische Bemerkung hinweg. »Würdest du mir bitte die unterste Reihe vorlesen?«, bat er stattdessen ganz ruhig.

»Geht's noch?« Ihre Augen sprühten Gift. Ihre anfängliche Beklommenheit war längst ehrlicher Entrüstung gewichen. »Sie bestellen mich mitten in der Nacht hierher, nur um idiotische Tests mit mir zu machen?«

»Ruhig, ganz ruhig. Wir werden dir gleich alles erklären«, antwortete der Typ fast beschwörend. »Also noch mal: Lies bitte die unterste Zeile vor.«

»Aber sonst haben Sie keine Probleme, oder was?« Ein

höhnisches Lachen gluckste aus ihrer Kehle. »Ich kann doch nicht einmal erkennen, was in der obersten Reihe steht, und die ist mindestens doppelt so groß! Wie soll ich da den Fitzelkram ganz unten lesen können?« Sie verdrehte die Augen und zog eine Schnute. »Sie sind einfach viel zu weit von mir entfernt. Außerdem stehen Sie im Dunkeln, genau wie Ihr Begleiter auch.« Sie legte den Kopf schief. »Wie war Ihr Name noch mal?«

»Ich kann mich nicht erinnern, meinen Namen genannt zu haben«, antwortete der Mann mit überraschend sanfter und angenehmer Stimme. Er hatte ihre Unterhaltung bislang ohne einen Laut und mit vor der Brust verschränkten Armen verfolgt. Jetzt aber beugte er sich zu seinem Begleiter und raunte ihm hastige Worte ins Ohr, die sie nicht mal im Ansatz verstehen konnte.

Der Arzt nickte, nahm zwei mit durchsichtigen Flüssigkeiten gefüllte Reagenzgläser von einem Ständer auf dem nahen Tisch, löste die Verschlusskorken und hielt sie dem Mädchen hin. Erst jetzt erkannte sie den goldenen Siegelring an seiner rechten Hand. »In dem einen befindet sich Rosenwasser und im anderen Weißwein. Kannst du riechen, in welchem Reagenzglas sich der Wein befindet?«

Die Frage verschlug ihr fast die Sprache. »Was?« Nur mit Mühe bewahrte sie die Fassung. »Das ist doch nicht Ihr Ernst! Oder wollen Sie mich auf den Arm nehmen?« Maßloser Ärger stieg in ihr auf. »Jetzt reicht's mir aber! Ich bin nur hierhergekommen, weil Mama gesagt hat, dass es wichtig ist und dass sie Geld dafür bekommt. Aber wenn ich gewusst hätte, welchen Unsinn Sie hier veranstalten, hätte ich mich mit Sicherheit geweigert. In der Nacht vor meinem

fünfzehnten Geburtstag hab ich bestimmt Besseres zu tun, als in einem feuchten Klinik Keller abzuhängen!«

Der Typ im Kittel wollte schon antworten, als sein Begleiter ihn mit einer herrischen Geste zu schweigen gebot. Er löste die vor der Brust verschränkten Arme, steckte eine Hand in die Tasche seines eleganten Jacketts und blickte die Brünette mit seinen kalten blauen Augen an. »Hat deine Mutter dich nicht darauf vorbereitet, was dich hier erwartet?«, fragte er höflich.

»Nein.« Das Mädchen kniff die Lippen zusammen. »Woher hätte sie das wissen sollen?«

Der Mann ignorierte ihre Frage. »Du hast also nicht die geringste Ahnung, was wir mit dieser... äh...« Er brach ab und dachte kurz nach, als suchte er nach dem passenden Ausdruck. »...mit dieser Untersuchung bezwecken, und hältst alles für ausgemachten Blödsinn?«

»Besser hätte ich es nicht ausdrücken können«, bekräftigte sie trotzig. »Und wenn Sie an meiner Stelle wären, würde es Ihnen genauso gehen. Kein normaler Mensch kann auf diese Entfernung ein Flüstern verstehen. Oder irgendwelche klitzekleinen Buchstaben oder Zahlen erkennen, noch dazu in diesem Schummerlicht. Und schon gar nicht riechen, was sich in diesen Reagenzdingern da befindet.« Sie deutete mit dem Finger auf die Gläschen und warf dem Kitteltypen einen vorwurfsvollen Blick zu. »Selbst die empfindlichste Hundenase könnte das nicht, da gehe ich jede Wet-!« Mitten im Wort brach sie ab und ihre Augen wurden groß vor Entsetzen.

Der Mann im weißen Kittel hatte die Reagenzgläser weggestellt und sich ein Skalpell gegriffen. Die messerscharfe

Spitze blitzte im kalten Neonlicht, während er gedankenverloren mit der Daumenkuppe über die Schneide strich, als wollte er deren Schärfe überprüfen. Schließlich blickte er seinen Begleiter mit lauerndem Blick an: »Soll ich?«

»Nicht so eilig«, entgegnete der. »Lass mich erst mal machen.« Er trat ganz dicht an das Mädchen heran, legte ihr beide Hände auf die Schultern und beugte sich leicht nach vorne, bis ihre Gesichter auf gleicher Höhe waren. »Schau mich bitte an«, sagte er mit sanfter Verführerstimme.

Die Brünette tat wie geheißen. Als sich ihre Blicke trafen, leuchteten seine Augen mit einem Mal in einem giftigen Gelb – wie die eines hungrigen Wolfes auf Beutejagd. Noch im gleichen Moment schrie sie vor Schmerzen laut auf und presste die Lider so heftig zusammen, dass sich ihr Gesicht zu einer gequälten Fratze verzerrte.

Der Businessstyp schnitt ebenfalls eine Grimasse, nur für den Bruchteil einer Sekunde vielleicht, und seine Augen nahmen wieder das ursprüngliche Blau an. Ohne das Mädchen noch eines weiteren Blickes zu würdigen, ging er zu seinem Gefährten zurück und flüsterte ihm einige Worte zu.

Dieser musterte ihn nachdenklich und wandte sich schließlich an die Pfleger. »Schafft sie weg«, befahl er barsch.

»Wie – weg?« Der rothaarige Ben trat neben das Mädchen – er überragte sie um mindestens zwei Köpfe – und stierte den Mann mit dümmlichem Gesichtsausdruck an. »Sollen wir sie...« Er neigte den Kopf mit den kleinen Spitzohren zur Seite und ein fieses Grinsen spielte um seine schmalen Lippen. »...unschädlich machen?«

»Natürlich!«, antwortete der Weißkittel kalt. »Was denn so-«

»Was für eine Verschwendung!«, fiel ihm der Mann im edlen Zwirn ungehalten ins Wort. »Auch wenn sie nicht die ist, für die wir sie gehalten haben, kann sie uns noch immer von Nutzen sein. Sie gibt mit Sicherheit einen brauchbaren Hubot ab – und davon können wir niemals genug haben!«

»Ja, ja, natürlich, Großmeister«, versicherte der Rothaarige beflissen. »Genau das denke ich auch.« Dann nickte er seinem grauhaarigen Kollegen auffordernd zu. »Los, Socrates! Machen wir sie fertig zum Transport.« Er trat auf die Pummelige zu und packte sie so fest am Oberarm, dass sie vor Schmerz laut aufschrie. Und dann noch mal, als der zweite Pfleger es ihm gleichtat.

»Nehmen Sie ihre dreckigen Pfoten von mir weg und lassen Sie mich sofort los!«, keifte sie die Männer wütend an und versuchte, sich dem eisernen Griff ihrer Pranken zu entziehen.

Doch die beiden hielten sie so unerbittlich fest wie eiserne Schraubzwingen. Was dann geschah, ließ das Blut des Mädchens in den Adern gefrieren, und ein schriller Schrei des Entsetzens entfloß ihrer Kehle: Urplötzlich verwandelten sich die Pfleger in zwei monströse Ungeheuer mit mächtigen Rattenköpfen, aus deren spitzen Schnauzen messerscharfe Zähne hervorragten.

Während das Mädchen in einen hysterischen Schreikrampf verfiel, lachten die beiden Rattenwesen in den Pflegerkitteln schrill und fiepend auf. Dann schleppten sie ihr Opfer zur Tür. Obwohl sich die Kleine mit aller Macht wehrte und laut kreischend um sich schlug, hatte sie keine Chance, ihren scharfen Klauen zu entkommen.

Die beiden Männer sahen den dreien nach, bis sich die Tür wieder hinter ihnen geschlossen hatte. Dann erst wandte sich der Anzugträger an den Weißkittel. Seine Stimme war kalt wie Eis: »Ich verlange eine Erklärung, Baradamos, aber plötzlich!«

Der Angesprochene zuckte zusammen. »Wofür, Großmeister? Dass sie nicht die geringsten Anzeichen der Gabe zeigt?«

»Wofür denn sonst?«, entgegnete der Großmeister schneidend. »Sie trägt keinen Funken kosmischer Energie in sich und ist nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Menschling.«

»Den Eindruck hatte ich auch – leider!« Der Weißkittel hob beschwichtigend die Hände und machte ein ratloses Gesicht. »Das Ganze ist mir völlig schleierhaft. Ich habe nicht die geringste Erklärung dafür.«

»Das solltest du aber! Zumal du diesen Schlamassel zu verantworten hast!«

»Nein, nein!«, widersprach Baradamos. »Ich hatte Kara, die Beste unserer Krallenfinger –«

»Schweig und versuch dich nicht aus der Verantwortung zu stehlen!«, herrschte der Großmeister ihn an, und ein Anflug von Wut verzerrte sein Gesicht. »Du bist schließlich ein Praetor der Dunklen Bruderschaft und damit mein Stellvertreter – hast du das etwa schon vergessen?«

»Nein, nein. Natürlich nicht.«

Der Großmeister musterte ihn mit erhobenen Brauen und verzog die Mundwinkel. »Wie auch immer es dazu kommen konnte – dieses Pummelchen ist jedenfalls nicht die Pentatrix, von der in der Prophezeiung des Dunklen Herrschers die Rede ist. Die Herrin der Fünf, die uns Nokturni zum Sieg

über die Illumini verhelfen soll!« Fassungslos schüttelte er den Kopf. »Wir Narren haben die Falsche erwischt. Wenn dir dein Leben lieb ist, solltest du diesen unverzeihlichen Fehler schnellstens korrigieren!«

»Natürlich, Ashmodeus, natürlich.« Baradamos zog den Kopf ein wie eine Schildkröte beim nahenden Gewitter. »Mann, Mann, Mann! Das hat uns gerade noch gefeh–«

»Hör auf zu jammern«, schnitt ihm der Großmeister das Wort ab. »Sorge lieber dafür, dass die wahre Pentatrix schnellstens aufgespürt wird. Wir müssen unbedingt verhindern, dass sie unsere große Mission gefährdet.« Ashmodeus' Arm schnellte blitzartig nach vorne, und sein ausgestreckter Zeigefinger bohrte sich so heftig in die Brust des Weißkittels, dass der erschrocken zusammenzuckte. »Ich verlass mich auf dich, Baradamos, hörst du?«

»Ja klar. Und keine Sorge: Wir werden die Kleine schon in aller kürzester Zeit finden.«

»Was macht dich da so sicher? Mädchen wie sie gibt es schließlich Tausende in Berlin.«

»Natürlich, Großmeister, natürlich! Aber nur eines, das die passenden Eltern besitzt und im Zeichen der Fünf Mächtigen geboren wurde.« Ein hoffnungsvolles Grinsen erhellte sein wabbeliges Pausbackengesicht. »Glaubt mir, Ashmodeus, es ist nur eine Frage der Zeit, bis unsere Hunter sie aufgreifen.«

Für einige Augenblicke sah der Mann im Anzug den Weißkittel mit unbewegter Miene an. Dann nickte er und tätschelte ihm wie beiläufig die Schulter. »Ich hoffe für uns beide, dass du recht behältst.« Seine Miene verdüsterte sich, während er sein Gegenüber eindringlich musterte. »Was

glaubst du wohl, was passiert, wenn die Pentatrix die in ihr schlummernden Gaben erkennt und sich diesen verfluchten Guardians anschließt?« Er wartete eine Antwort gar nicht erst ab. »Dann laufen wir Gefahr, dass im letzten Augenblick alles zunichtegemacht wird, wofür wir so lange und unter Einsatz all unserer Kräfte geschuftet haben. Aber unsere Mission ist viel zu wichtig und darf unter keinen Umständen scheitern!«

»Ja, ja, ich weiß.«

Die Augen des Großmeisters leuchteten plötzlich in einem fluoreszierenden Gelb. »Nur noch wenige Tage – und unsere Stadt steht wieder im Zeichen der Fünf Mächtigen. Sie werden uns helfen, die Schlange der Zerstörung aus ihrem Dämmer Schlaf zu wecken. Wenn sie ihr fünftes Haupt erhebt, wird das Siegel des Teufels gesprengt werden. Die Pforte der Finsternis wird sich öffnen und dem Dunklen Herrscher Baalsebul endlich Zugang zur Erde gewähren. Dann wird sich der große Traum erfüllen, dem wir schon seit Äonen anhängen: Ein neues Zeitalter wird anbrechen, in dem wir über die Menschen herrschen und ihr Handeln bestimmen. Jeder, der sich uns in den Weg stellt und unser Vorhaben verhindern will, wird sterben. Ganz egal, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau – oder ob Junge oder Mädchen!«

Als ich mit einem lauten Schrei aus dem Schlaf hochfuhr, klopfte mein Herz im Galopp und das Blut pochte wie ein Wildbach durch meine Adern. Mein Atem flog und ich war völlig durcheinander. Wirre Bilder fluteten durch meinen Kopf: von Monstern, Ungeheuern und Dämonen, die in einer einsamen Straße hinter mir her waren und mich zu zer-

reißen drohten. Und von einem Paar, das mich freundlich anlächelte und mir die Hände zur Rettung entgegenstreckte. Gleichzeitig fühlte ich das unbändige Verlangen, zu ihnen zu laufen und mich in ihre Arme zu werfen, so sehr sehnte ich mich nach ihnen.

Hatte ich geträumt? Oder hatte ich Halluzinationen?

Es dauerte einige Augenblicke, bis ich begriff, dass ich mich in meinem Schlafzimmer befand und nicht in dieser unbekanntem Straße. Und bedrohliche Monster befanden sich hier ebenso wenig wie ein Paar, das mich retten wollte.

Natürlich nicht!

Was sollten die auch in der Ganghoferstraße Nummer 5B in Berlin-Steglitz? Noch dazu am helllichten Morgen. Denn der war bereits angebrochen, wie mir der Blick durch mein Zimmerfenster zeigte. Davor hing nämlich die Sonne am wolkenlosen Junihimmel und strahlte mich so freundlich an, als wollte sie meinen nächtlichen Albtraum einfach weglachen.

Fast wäre ihr das auch gelungen, wenn nicht schon eine Sekunde später eine Stimme aus der Küche im Erdgeschoss zu mir heraufgeschrielt wäre. Sie hörte sich an wie ein heiseres Schaf, war lauter als ein Nebelhorn und erinnerte mich schlagartig daran, dass ich mich nicht nur des Nachts, sondern auch am Tag mit einem Albtraum herumschlagen musste: mit meiner Mutter Mechthild nämlich.

»Nele!«, blökte sie ungehalten. »Wo bleibst du denn, Nele? Wir warten schon eine geschlagene Viertelstunde auf dich!«

Wahrscheinlich war das wieder einmal maßlos übertrieben. Doch der Blick auf den Wecker zeigte mir, dass es wirklich schon Viertel nach sieben war. Der Alarm war nicht

eingeschaltet, was mir genauso rätselhaft war wie das ungewöhnlich laute Ticken des Uhrwerks – als hätte in der Nacht jemand daran herumgefummelt, klang es viel lauter als je zuvor. Dabei war die Lautstärke gar nicht verstellbar.

Höchst merkwürdig!

»Nele?«, riss mich Mamas Stimme aus den Gedanken.
»Hast du nicht gehö-?«

»Ja, ja, ich komm ja schon!«, schrie ich zurück und zog einen Flunsch. Dann flüsterte ich rasch »Happy birthday, Nele« vor mich hin – nur um auf Nummer sicher zu gehen natürlich. Dass der Rest meiner lieben Familie mich mit Geburtstagswünschen überhäufen würde, war nämlich kaum zu erwarten. Ich konnte von Glück sagen, wenn sie sich überhaupt daran erinnerten, dass ich heute Geburtstag hatte.

Den fünfzehnten, um genauer zu sein.

Mit einem Satz sprang ich aus dem Bett und hastete zum Bad. Ich hatte allerdings noch keine zwei Schritte zurückgelegt, als mir noch etwas Seltsames auffiel: Der ätzende Geruch von angebrannter Milch stieg mir so heftig in die Nase, als stünde ich direkt neben dem Herd. Dass Mechthild Müller-Kraich – warum Mama bei der Heirat ihren bescheuerten Mädchennamen beibehalten hat, habe ich bis heute nicht begriffen: »Müller« ist schließlich schon schlimm genug, aber »Müller-Kraich« ist echt der Oberknaller! – es schaffte, die Milch für den Morgenkakao meiner Zwillingbrüder Peter und Paul überkochen zu lassen, war keineswegs ungewöhnlich. Es kam im Gegenteil fast regelmäßig vor. Aber noch nie zuvor hatte ich den ekelhaften Geruch im Dachgeschoss wahrgenommen. Der Gestank war sogar so penetrant, dass ich ein Würgen in der Kehle verspürte. Und noch etwas war

anders als sonst. Ich konnte das Gemälde meiner nervigen Brüder unten im Erdgeschoss Wort für Wort hören. Peter erzählte gerade, dass sie am Wochenende unbedingt das Hertha-Spiel im Olympiastadion besuchen müssten. Weil es nämlich für jeden hundertsten Zuschauer gratis einen Fußball mit dem Vereinslogo gäbe, krächte Paul hinterher. Merkwürdigerweise verstand ich selbst das leiseste Gemurmel, wofür ich ebenso wenig eine Erklärung hatte wie für das ungewöhnlich laute Ticken meines Weckers. Doch plötzlich war wieder alles beim Alten – ich hörte weder meine Nachttischuhr noch die Gespräche in der Küche. Und der ätzende Geruch der verbrannten Milch hatte sich in einen kaum mehr wahrnehmbaren Hauch verwandelt.

Hatte ich mir das alles nur eingebildet?



. 2 .

Unhappy Birthday

Der Großmeister hatte keine Eile. Die Ruhe selbst, stand er im Vorraum des Dunklen Tempels und ließ den Blick über das brüchige Pergament schweifen, das er in seinen schmalen Händen hielt: die Prophezeiung des Dunklen Herrschers. Unzählige Jahre hatte er versucht, es seinen Feinden zu entreißen, die es vor endlosen Zeiten in ihren Besitz gebracht hatten. Doch all seine Anstrengungen waren vergeblich gewesen, bis eine glückliche Fügung des Schicksals und eine perfide List ihm die kostbare Schrift vor wenigen Wochen endlich zugespielt hatten. Bei dem Gedanken legte sich ein zufriedenes Lächeln auf das Gesicht des Mannes. Ein weiteres Mal überflog er die Worte des Dunklen Herrschers, die ergebene Jünger dem Pergament anvertraut hatten, damit sie niemals verloren gehen würden. Dabei hatte er die Zeilen schon unzählige Male gelesen und kannte sie längst auswendig. Doch die Verse erfreuten ihn jedes Mal wieder aufs Neue und ließen seine Wangen vor Aufregung und Bewunderung glühen.

Welch überaus köstliches Versprechen Baalsebuls Worte doch waren!

Und welche Sprengkraft sie enthielten!

Er musste seinen Anweisungen nur Wort für Wort folgen – und die bestehende Weltenordnung würde auf den Kopf

gestellt werden und der Lauf der Zeiten sich ein für alle Mal ändern. Nichts würde mehr so sein, wie es einmal war – und die Menschheit in ihrer bekannten Form wäre nur mehr Geschichte.

Wie lange hatte er sich nach diesem Tag gesehnt! Endlich war der Weg dazu bereit und es bestanden gute Aussichten, die Erde doch noch vor dem fast unvermeidlichen Untergang zu bewahren, auf den die Menschheit in ihrer Gedankenlosigkeit schnurgerade hinsteuerte.

Sorgfältig rollte der Großmeister das Pergament zusammen und legte es in den Safe zurück, der mit einem nur ihm bekannten Code gesichert war. Nachdem er alles wieder so arrangiert hatte, dass das Versteck sich den Blicken der Nichteingeweihten entzog, trat er durch die Geheimtür in den engen Durchgangsraum und holte sein Kultgewand aus dem dort stehenden Schrank: einen bodenlangen scharlachroten Umhang mit einer mächtigen Kapuze. Mit ruhigen Handbewegungen legte er das Gewand um. Mehr aus Gewohnheit setzte er die goldene, mit fünf reliefartigen Schlangenköpfen verzierte Augenmaske auf, die seine wahre Identität vor den Jüngern verbarg. Er war schließlich allein und niemand konnte ihn erkennen. Bedächtig zog er die Kapuze über das sorgfältig frisierte Haar. Dann ging er zurück in den Vorraum, drückte auf den verborgenen Knopf, der den getarnten Zugang zum Tempel freigab, und stieg gemessenen Schrittes die Treppe hinunter.

Er liebte die andächtige Stille des Anbetungsraumes, der in tiefe Finsternis getaucht war. Obwohl seine Augen kein Licht gebraucht hätten, um die grenzenlose Schwärze zu durchdringen, entzündete der Großmeister die Fackeln an

beiden Längswänden. Seine Schritte hallten durch die Dunkelheit, während er von einem schmiedeeisernen Leuchter zum nächsten ging und das mit Pech getränkte Tuch in Brand setzte – mit einem banalen Zippo Feuerzeug wie ein ganz gewöhnlicher Menschling. Dabei hätte er das spielend leicht mit seinen gewaltigen Kräften erledigen können, die das Vorstellungsvermögen der Erdenwürmer um vieles übertrafen.

Aber wozu diese Fähigkeiten sinnlos verschwenden? Zumal er sie in den nächsten Tagen für weit edlere Zwecke einsetzen konnte!

Bald darauf geisterte das Licht der Fackeln über die behauenen Bruchsteine der massiven Wände und der niedrigen Gewölbedecke, die von ebenfalls steinernen Säulen getragen wurde. Die Stirnwand war mit einem geheimnisvollen Zeichen geschmückt: einem mächtigen, mit fünf züngelnden Schlangenköpfen besetzten Kreis, der ein von drei Sechsen geformtes Ornament einschloss. Unmittelbar davor stand ein altarähnliches steinernes Podest, bedeckt mit einem scharlachroten Tuch aus Samt, auf dem sich eine kinderkopfgroße Skulptur erhob. Sie war aus einem geheimnisvollen Metall gefertigt, auf dem sich die züngelnden Flammen der Fackeln genauso spiegelten wie auf dem Gold der Maske.

Die Kapuze weit in die Stirn gezogen, schritt der Großmeister darauf zu. Wie immer vermied er den Blick auf das Zeichen an der Wand. Weil es ihm Übelkeit verursachte und weil er auf der Welt nichts mehr hasste als das Siegel des Teufels, wie es von den Menschlingen in ihrer grenzenlosen Dummheit genannt wurde.

Vor dem Altar blieb der Mann stehen und ließ einen wohlgefälligen Blick über die Skulptur schweifen: eine Schlange

mit fünf Köpfen, offensichtlich von ungeübter Hand geschaffen und nicht gerade von künstlerischem Geschick zeugend. Dabei war dieses ebenso primitive wie unscheinbare Artefakt weit wertvoller als die prächtigsten Werke eines Michelangelo oder Leonardo da Vinci. Allerdings wusste nur eine Handvoll Eingeweihter um die einzigartige Kraft der unscheinbaren Schlange. Nur sie nämlich war in der Lage, das Siegel des Teufels zu brechen. Das schreckliche Siegel, das die Pforte der Finsternis seit Äonen verschloss und Baalsebul den Zugang zur Erde verwehrte.

Aber damit hatte es bald ein Ende!

Bald würde auch die Schlange der Zerstörung den ihr angemessenen Platz erhalten und damit der Zerstörung des Tempels und aller dazugehörigen Gebäude entgehen. Die nämlich würden mit dem Siegel des Teufels gesprengt werden, um Platz zu schaffen für eine ganz neue, prächtige Kathedrale nie gesehenen Ausmaßes, die der ganzen Welt von der Allmacht des Großmächtigen Baalsebul kündete.

Dieser Gedanke ließ den Großmeister vergessen, was er in all den Jahren erduldet und erlitten hatte – selbst die grenzenlose Verzweiflung, die ein ständiger Begleiter seines langen Lebens gewesen war. Schon immer nämlich hatte er um das Geheimnis der Schlange gewusst. Aber nie hatte er herausgefunden, wie sie zum Leben erweckt und ihre zerstörerischen Kräfte zur Entfaltung gebracht werden konnten. Erst das alte Pergament hatte ihm das geheime Ritual offenbart.

Noch in der gleichen Stunde, in der er es zum ersten Mal in den Händen gehalten hatte, hatte er mit den notwendigen Vorbereitungen begonnen – und nun endlich war es so weit. Die Opfer waren sorgsam ausgewählt und die Stunde ihres

Todes war festgelegt, damit die Prophezeiung des Dunklen Herrschers in Erfüllung gehen würde:

*Sodass sie Haupt um Haupt erhebt,
beim fünften dann die Erde bebt,
weil aller vier geballte Kraft
des Teufels Siegel sprengt mit Macht.
Auf dass das mächt'ge dunkle Heer,
fällt über den Planeten her
und zwingt der Menschen Würmerschar
ins Joch des Herrschers immerdar!*

Große Freude erfüllte den Großmeister, und in ihm war ein Brausen und Beben, das aus der grenzenlosen Tiefe der Unendlichkeit zu kommen schien. Demütig schloss er die Augen und verneigte sich. »Stehe uns zur Seite, o Dunkler Herrscher, und erfülle uns mit deiner Kraft, damit das große Werk gelinge – so es dein Wille ist!«

Als das Beben und Brausen in seinem Inneren noch mächtiger wurde, verbeugte er sich erneut und ein zufriedenes Lächeln legte sich auf sein Gesicht. Er nickte, denn er wusste, dass sich sein sehnlichster Wunsch schon in wenigen Tagen erfüllen würde.

Und nichts und niemand konnte das mehr verhindern!

Selbst nicht die Pentatrix, vor der der Dunkle Herrscher in seiner Prophezeiung warnte. Auch wenn sie ihnen durch einen unverzeihlichen Fehler entwischt war, würden sie das mit besonderen Gaben gesegnete Mädchen schon bald aufspüren, um es auf ihre Seite zu zwingen oder es unschädlich zu machen – was immer auch nötig sein würde.

Der Großmeister war schon im Begriff, die Fackeln zu löschen, als er mit einem Mal einen sanften Hauch, wie das Vergehen einer Seele, in seinem Rücken verspürte, und ein kaum wahrnehmbares Zittern erfasste die Flammen. Überrascht drehte der Großmeister sich um. Als er die Gestalt erblickte, die vor ihm im Zwielficht auftrat, zuckte er erschrocken zusammen. Seine Gesichtszüge entgleisten und ein Zittern erfasste seinen hageren Körper.

Der Anblick, der mich beim Betreten der Küche erwartete, war leider keine Einbildung: Papa saß tatsächlich noch immer in seinem mausgrauen Anzug am Frühstückstisch. Dabei pflegte Waldemar Müller sonst exakt um sechs Uhr dreißig sein geliebtes Dienstzimmer im Finanzamt Steglitz in der Schlossstraße aufzuschließen. Damit er ausreichend Zeit hatte, jeden seiner zwei Dutzend Bleistifte auf die genau gleiche Länge anzuspitzen. Jedenfalls vermutete ich das, behielt es aber lieber für mich.

»Na, endlich!« Mit einem Seufzer der Erleichterung löste Papa den Blick von der *Berliner Morgenpost* und sah mich durch seine altmodische Kassengestellbrille vorwurfsvoll an. »Wird aber auch allerhöchste Zeit, Fräulein Müller.«

Fräulein!

Ich verdrehte die Augen und stöhnte innerlich auf. Wenn ich eins hasste, dann diese Anrede von Vorgestern.

Geht's noch, Herrlein Müller? Wir leben doch nicht mehr im neunzehnten Jahrhundert!

Mechthild dagegen schien sich an seiner peinlichen Ausdrucksweise nicht im Geringsten zu stören. »Ganz genau!«, pflichtete sie ihrem Göttergatten nämlich bei. »Vati hat sich

extra den halben Vormittag freigenommen, nur damit wir an deinem Geburtstag alle zusammen frühstücken können. Und zum Dank dafür lässt du uns eine geschlagene Viertelstunde warten!«

Ich verkniff mir die Erwiderung, die mir auf der Zunge lag – von mir aus hätte er schon längst Bleistifte anspitzen können! –, setzte mich auf meinen Stuhl und murmelte eine Entschuldigung: »Sorry, aber mit meinem Wecker scheint was nicht zu stimmen.«

»Natürlich.« Mechthild verzog pikiert die grellrot geschminkten Lippen. Auch sie hatte sich in einen mausgrauen Hosenanzug geworfen. Natürlich nicht meinerwegen, sondern weil sie an diesem Tag noch Unterricht an der Astrid-Lindgren-Grundschule geben musste, wo sie eine halbe Stelle innehatte. »Als die Ausreden verteilt wurden, hast du mindestens drei Mal hier geschrien.«

»Wahrscheinlich hat sie wieder von ihrem Kimi geträumt und ist deshalb nicht aus dem Bett gekommen«, ätzte mein Bruder Peter, der auf dem Stuhl neben mir saß. Dabei grinste er übers ganze Backpfeifengesicht, während Paul schmatzende Kussgeräusche von sich gab.

Diese Idioten!

Sie waren zwar erst zwölf, benahmen sich aber schon genauso wie hormonverseuchte Jungs mitten in der Pubertät.

Schlagartig verspürte ich eine solche Wut, dass ich ihnen am liebsten eine gescheuert hätte. Zum Glück konnte ich mich gerade noch beherrschen. Was leider nicht immer der Fall war und so bekam ich deswegen fast regelmäßig Stress. Nach meinem letzten Ausraster hatte Mechthild mich zu einer Woche Stubenarrest verdonnert – und das wollte ich an

meinem Geburtstag nun wirklich nicht riskieren. Schließlich hatte ich am Abend noch was vor!

»Wenn Doofheit wehtun würde«, erwiderte ich deshalb so gelassen wie möglich, »würdet ihr von morgens bis abends nur laut schreien.«

»Nele!« Mechtild sah mich tadelnd an. »Ich verbitte mir solche Ungehörigkeiten, verstanden?«

»Ja, ja«, murmelte ich und trank einen Schluck Milch, konnte mir aber eine spitze Bemerkung nicht verkneifen: »Und vielen Dank auch für eure netten Geburtstagswünsche.«

Zum Glück war Mama meine Ironie völlig entgangen. Sie ließ sich jedenfalls nicht das Geringste anmerken. »O ja, natürlich«, flötete sie. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Nele, und alles, alles Gute. Und von Vati und Peter und Paul selbstverständlich auch.« Sie warf ihnen einen auffordernden Blick zu. »Nicht wahr?«

Während Waldi – wenn die beiden sich nicht Vati oder Mutti nannten, sprachen sie sich mit Waldi und Mehti an, was genauso bescheuert war – wenigstens pflichtschuldig nickte, dachten die Zwillinge gar nicht daran, sich bei ihrer morgendlichen Fressorgie stören zu lassen.

»Willst du dein Geburtstagsgeschenk nicht auspacken?« Mama deutete auf das Päckchen, das vor mir auf dem Tisch lag – sie hatte also doch daran gedacht! »Ich hoffe, die Sachen gefallen dir.«

Ich ahnte Schlimmes. Hatte sie tatsächlich noch einmal versucht, mir etwas zum Anziehen zu kaufen? Ich riss das Päckchen auf und – hatte leider vollkommen recht. Mechtild hatte für mich nämlich ein grässlich kariertes Top und

ein hässliches Paar Bermudas ausgesucht, die schon vor meiner Geburt aus der Mode gewesen waren und vermutlich von irgendeinem Wühltisch stammten. Die Klamotten waren jedenfalls voll peinlich und absolut daneben. Obwohl ich dringend neue Sachen brauchte, würden mich keine zehn Pferde dazu bringen, derart Hässliches anzuziehen!

»Und?« Mechthild sah mich erwartungsvoll an. »Gefallen sie dir?«

Was sollte ich darauf nur antworten? Die Wahrheit, nämlich dass sie den Geschmack eines Panzernashorns besaß? Oder sollte ich es ausnahmsweise mal mit Diplomatie versuchen? Ich hatte schließlich noch etwas auf dem Herzen, und wenn ich Mechthild verärgerte, konnte ich das gleich vergessen.

»Großmächtiger Nostromo, Ihr?« Fassungslos starrte der Großmeister auf das Wesen, das vor ihm im Zwielficht aufragte. Es war von dämonenhafter Gestalt und trug große schwarze Fledermausschwinge auf dem Rücken. Allerdings veränderte es ständig seine Konturen, als besäße es keine feste Form, und war durchschimmernd wie ein Hologramm. Nur eine Sekunde später jedoch hatte der Großmeister sich wieder gefasst und schüttelte besorgt den Kopf. »Was tut Ihr hier, Nostromo? Seit dem Großen Kosmischen Krieg ist Euch Dunkelschwinge der Besuch unserer Welt doch strengstens untersagt. Wenn die Lichtschwinge entdecken, wo Ihr seid, schicken sie die Flammenflügler aus, damit sie Euch jagen und dem Feuer der Verdammnis übergeben!«

»Sei unbesorgt, lieber Freund«, antwortete die Dunkelschwinge mit maliziösem Lächeln. Seine Dämonenfratze mit

den schwefelgelben Augen spiegelte sich auf dem Gold der großmeisterlichen Maske. »Ich habe eure Welt in den letzten Wochen schon häufiger besucht, und seit zwei Erdentagen weile ich nun schon ganz unter euch, ohne dass diese verfluchten Lichtwesen das mitbekommen hätten.«

»Tatsächlich?«, staunte der Großmeister. »Dann habt Ihr Euch also ...« Er runzelte die Stirn. »... eine Larve gesucht?«

»Natürlich, mein Freund. Wie schon unzählige meiner dunklen Brüder und Schwestern vor mir. Bei der passenden Gelegenheit werde ich dir auch verraten, um wen es sich handelt und welche unschätzbare Dienste uns diese Larve leistet.«

»Verstehe. Und trotzdem...« Der Großmeister kniff die schmalen Lippen zusammen und verzog fast gequält das Gesicht. »Auf Dauer werdet Ihr Euch nicht verstecken können. Trotz Eurer Tarnung werden die Lichtschwinger oder die verfluchten Guardians Euch über kurz oder lang entdecken. Dann wird ihr Zorn schrecklich sein, und ihr Strafgericht wird nicht nur Euch, sondern auch uns treffen!«

»Mag sein oder auch nicht«, erwiderte Nostromo leicht hin und legte das Dämonenhaupt schief. »Aber ich neige sehr stark zu Letzterem. Mehr noch: Ich bin sogar felsenfest davon überzeugt! Unsere Feinde ahnen doch nicht im Geringsten, was wir vorhaben. Noch ehe sie meiner Anwesenheit gewahr werden, wird die Schlange der Zerstörung ihr fünftes Haupt erheben und das Siegel des Teufels sprengen. Dann endlich werden wir diesen Planeten dem Einfluss der verfluchten Lichtwesen entreißen und in eine glorreiche Zukunft führen.«

Bei diesen Worten runzelte der Großmeister die Stirn und musterte die Dunkelschwinge nachdenklich, bis schließlich

ein Schimmer der Erkenntnis über sein Gesicht huschte. »Das also ist der Grund, warum Ihr Euch in Gefahr begeben: Ihr traut Euren irdischen Jüngern nicht zu, dass wir die große Mission aus eigener Kraft erfolgreich zu Ende bringen, nicht wahr?«

»Doch, doch, mein Freund«, erwiderte Nostromo, wobei sein Lächeln verriet, dass er das Gegenteil meinte. »Du hast die Worte unseres Herrschers Baalsebul voll und ganz verstanden und einen wahrhaft meisterlichen Plan ersonnen. Ich bin nur gekommen, um euch ein wenig... Nun, wie sagen die Menschlinge so schön: um euch ein wenig unter die Arme zu greifen, nicht wahr? Und mit Hilfe meiner Larve habe ich schon so einiges in die Wege geleitet.« Dann wurde er wieder ernst. »Unsere Mission ist viel zu wichtig, als dass wir ein Scheitern riskieren könnten. Schließlich bleibt uns nicht mehr allzu viel Zeit, um diesen Planeten noch vor dem Untergang zu bewahren. Wenn wir die Menschen weiterhin so schalten und walten lassen, wie sie es über Jahrhunderte getan haben, ist die Erde, dieses herrliche Geschenk der Schöpfung, nicht mehr zu retten. Deshalb dürfen wir die einmalige Chance, die der Lauf der Gestirne uns in Kürze beschert wird, nicht ungenutzt verstreichen lassen. Nur deshalb bin ich in eure Welt gekommen, mein Freund. Ich werde euch nach besten Kräften unterstützen und verhindern, dass euch die verfluchten Guardians auch diesmal wieder in die Quere kommen. Und mit Baalsebuls Hilfe...« Wieder lächelte Nostromo sein diabolisches Lächeln und verneigte sich spöttisch. »...und natürlich auch mit deiner, mein irdischer Freund, wird uns das mit Sicherheit gelingen!«

Lotti und Kimi

Ich riss mich zusammen und lächelte Mama so unverfänglich wie möglich an. »Aaaach«, sagte ich. »Die Sachen sind gar nicht so übel. Eigentlich ganz hübsch, wenn ich's mir recht überlege. Allerdings fürchte ich...« Ich hob die Teile hoch und musterte sie mit gespielter Enttäuschung. »...dass sie mir leider nicht passen. Sie sind viel zu groß!«

Mechthilds Enttäuschung war echt. »Meinst du wirklich?«

Ich nickte bekümmert.

»Das ist jetzt aber zu blöd.« Mit verkniffenem Gesicht knetete Mama ihr Kinn. »Ich kann sie nämlich nicht umtauschen.« Ich hatte also richtig vermutet – die Klamotten stammten tatsächlich vom Schnäppchentisch! Doch schon im nächsten Augenblick hellte sich Mechthilds Miene wieder auf. »Weißt du was, Nele? Da wächst du bestimmt noch rein. In einem Jahr passen dir die Sachen wie angegossen.«

»Aber natürlich!«, antwortete ich erleichtert. In einem Jahr waren die abartigen Teile nämlich schon längst in der Altkleidersammlung gelandet! »Ganz bestimmt sogar. Vielen Dank auch, Mama.« Damit wandte ich mich an meinen Vater, der sich wieder hinter seiner Zeitung verschanzt hatte. »Und dir natürlich auch, Papa.«

Waldi sah mich nicht mal an. »Aber nicht doch, Nele«,

brummte er hinter der *Morgenpost* hervor. »So was machen wir doch gern.«

Obwohl ich mir alle Mühe gab, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, konnte ich meinen Ärger nicht ganz unterdrücken – und so wandte ich mich an meine Brüder und schnitt ihnen eine Grimasse. »Wie schön, dass auch ihr beide an meinen Geburtstag gedacht habt. Vielen, vielen Dank für euer Supergeschenk!«

»Gern geschehen!«, erwiderten die beiden wie aus einem Mund, grinsten breit und klatschten sich ab.

Brüder!

Da half einfach nichts mehr. Auch wenn es mir schwerfiel, sie nicht anzugiften, atmete ich tief durch, drehte ihnen den Rücken zu und wandte mich wieder an Mechthild.

»Was ich noch fragen wollte, Mama: Mal angenommen, wir sind ganz leise, räumen alles wieder picobello auf und machen Punkt zehn Uhr Schluss – darf ich meine Freunde dann heute Abend doch zu mir einladen?«

»Nein, nein und nochmals nein!« Mechthild sah mich mit verkniffener Miene an. »Außerdem hatten wir das schon längst geklärt: Peter und Paul brauchen ihren Schlaf. Da kann ich es einfach nicht verantworten, dass sie mitten in der Woche infernalischem Party-Lärm ausgesetzt werden!«

»Aber ich hab doch gesa-«, wollte ich einwenden, kam aber nicht eine Silbe weiter.

»Schluss jetzt mit der Diskussion, Nele!«, herrschte Mama mich an. »Und wenn du keine Ruhe gibst, kannst du den Kinobesuch heute Abend ebenfalls vergessen!«

»Ganz meine Meinung«, schaltete Waldi sich ein, als plötzlich das Telefon klingelte. Merkwürdig – schon beim ersten

Ton wusste ich, dass der Anruf mich betraf, weiß die Hölle warum. Aber natürlich nahm Mama das Gespräch entgegen – wie immer, wenn sie zu Hause ist. Offensichtlich hatte sie Angst, es könnte ihr etwas entgehen. Sie stürzte also aus der Küche ins Arbeitszimmer und meldete sich. Und wieder passierte das Unfassbare: Obwohl unser Festnetzapparat ein gutes Stück von der Küche entfernt stand, konnte ich nicht nur Mehti, sondern auch die Anruferin deutlich verstehen!

»Medi-Klinik Berlin, Büro Professor Dr. Wolff«, hörte ich eine freundliche Frauenstimme am anderen Ende der Leitung. »Es geht um Ihre Tochter Nele, Frau Müller.«

Ich hatte also tatsächlich richtig vermutet!

Die freundliche Dame erklärte, dass ich mich am nächsten Nachmittag in der Klinik vorstellen sollte, um im Rahmen einer wissenschaftlichen Langzeitstudie einen Test zu absolvieren: »Alle in unserer Klinik Geborenen werden dazu eingeladen. Würden Sie Ihrer Tochter bitte bestellen, dass sie sich zwischen fünfzehn und sechzehn Uhr an der Anmeldung der Medi-Klinik einfinden soll? Es ist ungemein wichtig, Frau Müller, und natürlich sind für Sie keinerlei Kosten damit verbunden.«

»Aber selbstverständlich«, schrillte mir Mechthilds Stimme ins Ohr, »selbstverständlich wird Nele pünktlich bei Ihnen« – doch da war es plötzlich um mein Supergehör geschehen und ich hörte wieder genau wie zuvor.

»Merkwürdige Studie«, gab ich zu bedenken, nachdem Mama in die Küche zurückgekehrt war und den Inhalt des Telefonats haarklein wiederholt hatte. Sie konnte ja nicht wissen, dass ich fast jedes Wort mitbekommen hatte.

»Wieso denn merkwürdig?« Mechthild sah mich so pikiert an, als hätte ich gerade ein Naturgesetz infrage gestellt.

»Überlegt doch mal: Seit meiner Geburt vor fünfzehn Jahren ist es das erste Mal, dass die Klinik sich meldet und mich zu einer Untersuchung einlädt!«

»Na und?«, fragte Mechthild und hatte nun sogar die Aufmerksamkeit meines Vaters erlangt.

»Welche Erkenntnisse soll denn eine Studie bringen, deren Teilnehmer in so großen Zeitabständen untersucht werden? Das ist doch völlig unwissenschaftlich!«

»Ein solches Urteil steht dir nicht zu, Fräulein«, erwiderte Papa scharf. »Dazu fehlt dir das nötige Wissen und deshalb musst du das schon den Fachleuten überlassen.«

»Ganz genau«, sprang Mama ihm bei. »Die Medi-Klinik besitzt schließlich einen ganz ausgezeichneten Ruf, und zwar weit über die Grenzen Berlins hinaus. Die Ärzte dort und insbesondere der Chefarzt Professor Dr. Wolff werden schon wissen, was sie tun.«

»Auch Ärzte sind nicht unfehlbar«, brummte ich. »Ich sehe gar nicht ein, warum ich dort antanzen soll.«

»Ja klar.« Natürlich musste Paul unbedingt seinen Senf dazugeben. »Weil du viel lieber bei Kimi antanzen würdest, um dich von ihm untersuchen zu lassen.«

Wut stieg in mir auf. »Jetzt hör mal zu, du Blödmann!«, fuhr ich ihn an und wurde natürlich prompt zurechtgewiesen:

»Schluss jetzt, Nele!« Mechthild setzte ein wütendes Furiengesicht auf und schlug mit der flachen Hand so heftig auf den Tisch, dass das Frühstücksgeschirr klirrte. »Damit wir uns richtig verstehen, Fräulein: Entweder du versprichst

mir jetzt hoch und heilig, dass du dich morgen in der Mediklinik vorstellst...«

Ich ahnte Schlimmes. »Oder?«

»Oder du kannst den heutigen Kinobesuch vergessen und den Abend deines Geburtstages ganz alleine auf deinem Zimmer verbringen!«, ordnete sie an. »Das hängt ganz alleine von dir ab. Also überlege gut, wofür du dich entscheidest.«

Na super! Was gab es da schon groß zu überlegen?

Von unserem Reihenhaus bis zum NOVALIS-Gymnasium – dem NoGy, wie die Schule bei uns Schülern hieß – in der Schwalbacherstraße brauchte ich auf dem Fahrrad für gewöhnlich zehn Minuten. Heute legte ich allerdings einen Zahn zu, weil ich vor Unterrichtsbeginn unbedingt noch mit Charlotte von Bode sprechen wollte. Lotti, wie sie von allen nur genannt wurde, war meine allerbeste Freundin, die ich schon aus dem Kindergarten kannte. Sie war ein Jahr älter als ich, ging aber in die gleiche Klasse: in die 9A. Früher hatte ihre Familie – ihr Vater Leonhard war bei den Staatlichen Museen angestellt und ihre Mutter Anna arbeitete als freiberufliche Journalistin – ganz in unserer Nähe gewohnt, sodass wir meistens gemeinsam zum NoGy gefahren waren. Vor einem halben Jahr jedoch sind von Bodes in die Uhlandstraße in Charlottenburg umgezogen. Nicht weil das besser zu Lottis richtigem Namen passte, sondern weil dort schon ihr Ururgroßvater, der weltbekannte Museumsdirektor Wilhelm von Bode, gewohnt hatte. Deshalb konnte ihr traditionsbewusster Vater Leonhard der Verlockung einfach nicht widerstehen, als ein Immobilienmakler ihm dort eine passende Wohnung anbot. Seitdem kam Lotti mit der U9 zur Schule.

Als ich mein Fahrrad auf dem Schulhof in den Ständer stellte und abschloss, bemerkte ich in den Augenwinkeln eine schattenhafte Gestalt unter den Bäumen an der Einfahrt, die mich zu beobachten schien. Es war Urs Petzner, unser Hausmeister, der seinen Job erst vor zwei Jahren – nach dem tragischen Unfalltod seines Vorgängers – angetreten hatte. Natürlich soll man Menschen nicht nach ihrem Äußeren beurteilen, aber Petzner wirkte, nicht zuletzt durch seine im Vergleich zu seinem massigen Schädel auffallend kleinen Augen, irgendwie grimmig und verschlagen und war mir deshalb nicht ganz geheuer. Dabei konnte ich ihm absolut nichts vorwerfen. Ganz im Gegensatz zu seinem Sohn Lars, den er offensichtlich alleine großzog, denn eine Frau hatte ich noch nie bei ihm gesehen.

Lars war siebzehn, hatte die Gestalt eines tapsigen Bären und ein ähnlich finsternes Aussehen wie sein Vater. Er jobbte bereits, keine Ahnung wo, und so begegneten wir uns zum Glück nur selten. Jedes Mal nämlich bedachte Lars mich mit Blicken, die ich nicht so recht einschätzen konnte: irgendwie lauern und abgründig, sodass mir stets ein kalter Schauer über den Rücken lief. Doch diesmal übernahm das sein Vater. Als sich unsere Blicke trafen, kam es mir nämlich so vor, als hätte sich Petzners Gesicht in eine grässliche Bärenfratze verwandelt, ähnlich einem der Monster aus meinem Albtraum! Mein Herzschlag drohte auszusetzen, aber da war alles schon wieder vorbei. Der Hausmeister warf mir noch einen abschätzigen Blick zu, drehte sich dann hastig um und stapfte zum Eingang seiner Dienstwohnung. Ich verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. Was war heute bloß mit



Peter Freund

Guardians of Secret Powers - Das Siegel des Teufels

Band 1

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch, Pappband, 608 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-570-15379-6

cbj

Erscheinungstermin: September 2013

Eine aufregende Fantasy-Jagd mitten durch die Großstadt Berlin

Ausgerechnet am Abend ihres 15. Geburtstags wird Nele mitten in der Stadt bedroht. Eine Gruppe gespenstischer Gestalten tritt aus dem Dunkel ihrer Straße. Doch gerade als die Angreifer sie attackieren wollen, wird Nele von fünf Jugendlichen gerettet, die in seltsame schwarze Gewänder gehüllt sind und auf fliegenden Fahrrädern durch die Nacht jagen. Ihr Anführer Taha, dessen smaragdgrüne Augen einen unwiderstehlichen Sog auf Nele ausüben, erklärt ihr, dass sie eine von ihnen ist: ein Guardian of Secret Powers. Auserkoren, mit den anderen Jugendlichen gegen die Fantome der Finsternis zu kämpfen, die sich unerkannt unter den Menschen bewegen und die Erde zurückerobern wollen. Während Nele im Kampf gegen die Finsternis und in ihren ureigenen magischen Begabungen geschult wird, schmieden die Meister der Dunkelheit ihre teuflischen Pläne ...